

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Siegen, den 24. Mai 1844.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17 1/2 Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuss. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährlich 25 Sgr.; außerhalb des preuss. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. ob. 3/4 Fr.

Uebersicht.

Offenes Schreiben an Herrn Deycks in Opladen.
Die Missionen der evangelischen Kirche. 2. Ihre Bedeutung.
Der Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und den vereinigten Staaten von Nordamerika.
Judenverfolgungen und Proselytenmacherei im neunzehnten Jahrhundert.
Zur Literatur und Unterhaltung: Lieder von Felicia Hemans. Uebersetzen von Otto von Wenzlern.
Mother oh sing me to rest. Cymbillan's Halle. — Edward Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarnvelds. (Fortsetzung.) Neuntes Kapitel. — Literatur-Bericht: Der Hermesianismus und Johannes Perrone, sein römischer Gegner. — Mannigfaltiges. — Literarischer Anzeiger. Bekanntmachungen und Anzeigen.

Offenes Schreiben an Herrn Deycks in Opladen.

veranlaßt durch dessen Friedensstimme in Nr. 139 vom 18. Mai der kölnischen Zeitung.

Ueberall, in der leblosen Natur, in der Thier- und in der Menschenwelt finden wir Streit und Kampf. Die Elemente ziehen sich an und stoßen sich ab; in der Thierwelt stehen ganze Gattungen, in den Gattungen die Individuen einander feindlich und kampflustig gegenüber. In der Menschenwelt ist es nicht anders. Nationen stehen Nationen, Provinzen stehen Provinzen, Völker stehen Fürsten, Stände stehen Ständen, Individuen stehen Individuen gegenüber.

In den blühendsten Zeiten Griechenlands gab es überall Streit und Kampf und es hat vielleicht nie ein Kloster gegeben, in welchem nicht auch Eris ihr Tabernakel aufgeschlagen hätte. Selbst die hl. Schriften berichten uns von Streitigkeiten unter dem Volke Gottes und sogar zwischen die Fürsten der Apostel drängte sich die Uneinigkeit laut ein. Ich weiß nicht, ob die Philosophen Recht haben, welche behaupten, daß Wasser müsse bewegt werden, wenn es nicht stagniren solle, ich begreife alle die Betrachtungen nicht, welche sie über den Plan des Schöpfers aufstellen, und bescheide mich, diesen Plan nicht zu durchschauen, auch die Mittel nicht zu kennen, deren die Gottheit bedarf, um ihren Weltplan zu realisiren, aber ich bin ein Freund des Friedens und der Eintracht, weil ich glaube, daß trotz den Kämpfen, welche das Weltall bewegt, der Friede und die Eintracht Gott angenehm sind, und weil ich mir keinen Menschen denken kann, welcher ein Vergnügen an Zank und Streit um ihrer selbst willen hätte. Ich bin also vollkommen mit Ihnen einverstanden, wenn Sie Frieden unter verschiedenen Konfessionen, Frieden unter Bekennern derselben Konfessionen wünschen, und wenn Sie mit allem Ernste und laut ermahnen, Frieden zu halten. Es ist notwendig, daß wir dies festhalten, worüber wir einig sind. Es ist die Hauptsache: wir Beide wollen den Frieden, den Frieden unter den Konfessionen, den Frieden unter den Völkern. Wer einen Zweck will, muß auch die Mittel wollen, um denselben zu verwirklichen. Ohne diese Mittel zu wollen, bleibt der Zweck unerreicht, und unser Rufen darnach, mag es noch so laut sein, bleibt ein hohler Schall. Aber man darf zu dem Zwecke nicht jedes Mittel wollen; denn nie und niemals wird das schlechte Mittel durch die Heiligkeit des Zweckes geheiligt. Was die Wahl der Mittel aber betrifft, um den Frieden herbeizuführen, wie Sie in der Nummer der Köln. Zeit. predigen, so wird es mir schwerlich gelingen, meine Ansichten überall mit den Ihrigen in Uebereinstimmung zu bringen. Die Verschieden-

heit unserer Ansicht, wird sich demnach auf die Wahl der Mittel beschränken, welche wir für einen Zweck wollen, den wir Beide zu dem unsrigen gemacht haben. Ich will mich hierüber erklären, denn das sicherste Mittel sich zu verständigen, ist, sich zu erklären. Sie mißbilligen, Sie tadeln, Sie strafen die Polemik, die in der Köln. Zeitung über die hermefische Frage laut wird, und Sie gebieten, daß diese an jener ungehörigen Stelle aufhören solle. Ich weiß nicht, ob Ihre Ansicht die allgemeine ist, aber wir wollen sie vor der Hand für die allein richtige gelten lassen.

Wer einen guten Zweck will, darf vor Allem um dessentwillen nicht ungerecht werden. Wenn irgendwo Unordnungen entstanden, Unruhen ausgebrochen, Ruhestörungen vorgefallen, so ist die Polizei thätig, die Urheber aufzuspiiren, und wenn sie dieselben ergreifen, der Strafe des Gesetzes zu überliefern. Diejenigen, welche in diesen Unruhen gelitten, Mißhandlungen erduldet, ihr Eigentum eingeküßt, werden, wenn sie auch vom Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch gemacht haben, nicht zugleich zur Strafe gezogen. Dieses Verfahren, welches in allen zivilisirten Staaten das gesetzliche ist, dünkt mich, sei sehr vernünftig, sehr christlich. Wer hat den Streit über den Hermesianismus in den politischen Blättern der Provinz zuerst begonnen? Das war die Frage, die Sie zuerst sich beantworteten mußten, und wenn Sie die Urheber dieses Streites gefunden hatten: so mußten Sie Ihre mahnende, strafende Stimme an diese richten. Wer also sind diese Urheber?

Es sind einige Genannte und einige Ungenannte in der Köln. Zeitung: Es ist der Herr Pfarrer Dr. Roth, der Herr Oberpfarrer Mellesen zu Achen, welche den Streit in den politischen Blättern erhoben haben. Wollten Sie, gebührend zu verehrenden Mann! nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit Ihren Tadel aussprechen, so mußten Sie sich an diese Männer, an die Urheber der Polemik wenden. Ihr Tadel mußte sie treffen. Aber statt dessen wenden Sie sich an die Angegriffenen, an die Bedrängten, an die Vertheidiger der Angegriffenen und Bedrängten und Verfolgten, und gießen Ihren Tadel aus vollen Schalen über diese aus! Das ist eine ganz neue Polizei, eine ganz neue Rechtsordnung, eine ganz neue Theorie der Gerechtigkeit. Nach solchen Grundsätzen hätte der barmherzige Samaritan keine Aufforderung gehabt, den armen Wanderer von Jerusalem, der unter die Räuber gefallen, von ihnen ausgeplündert worden war, zu pflegen, lindern des Del in seine Wunden zu gießen. Er hätte, nach Ihrem Beispiele, denselben noch mehr schlagen, ihm noch größere Wunden beibringen dürfen, um ihn zum Schweigen zu bringen, um kein Aergerniß bei dem Volke zu geben. Ich halte Sie für keinen Samaritan, ohne Zweifel sind Sie ein römisch-katholischer Christ und sind stolz, dieser zu sein, obgleich ein Christ nicht stolz sein soll. Wenn wir uns erst über die Zweckmäßigkeit verständigt hätten, die genannte Polemik in der Köln. Zeitung zu führen, so würden unsere Meinungen über den Platz, den sie in jenem Blatte einnehmen, sich bald vereinigen lassen: Sie finden es ungeziemend, daß theologische Lehren, die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, unter Anzeigen von Messina-Apfelsinen und dergleichen, mehr oder minder ähnlichen Sachen abgehandelt werden. Ich habe nie gehört, daß jene frommen Katholiken, welche den Papst für unfehlbar und die Hermesianer für

Ketzer halten, irgend einen Horren vor Messina-Apfelsinen hätten, vielmehr sagt man, sie liebten solche Dinge und hielten sie für keine Unehre ihrer Tafeln. Wie sollten sie auch, da das Land, wo die Zitronen wachsen, wo die Goldorangen blühen, der Hauptsitz des Katholizismus und der Sitz des Papstes selbst ist! Worin sollte nun das Unschickliche liegen, wenn polemische Artikel sich in Umgebungen befinden, welche die Tafel zieren und des Menschen Herz erfreuen. Oder glauben Sie, daß diese Artikel eine würdigere Stelle hätten, wenn sie neben den Berichten über die v. Habersche Duellsache, über die Unruhen, die Verhaftungen, die Hinrichtungen im Kirchenstaate, den Verhandlungen des römischen Hofes mit dem russischen, den Debatten der französischen Kammer über die Einführung der Jesuiten ständen, und die Köln. Zeitung würde gewiß jenen Artikeln eine andere Stelle angewiesen haben, wenn der Ort, an dem wir sie lesen, ein unschicklicher wäre; und werden Sie der kölnischen Zeitung, der Niemand einen feinen und richtigen Takt abspricht, eine Unschicklichkeit, eine Taktlosigkeit öffentlich Schuld geben, in dem Augenblicke, wo Sie sich selbst ihrer Spalten bedienen? Wäre aber etwas Unschickliches bei der ganzen Sache, so würde es doch unbegreiflich bleiben, warum Sie so fiesväterlich für die Geburten ihres eigenen Geistes gesorgt haben, und sie an Orte und in Gesellschaft hingesezt haben, welche Sie selbst für unschicklich halten!

Sie mißbilligen es, daß die Streitigkeiten vor dem Volke geführt werden, Sie verlangen, man solle „lateinisch schreiben und dicke Folianten in die Welt stellen, die dann schon wissen werde, was sie damit anzufangen habe“. Gebührend zu verehrenden Mann! Sie scheinen mir, wenn Sie ein Katholik sind, ein etwas schelmischer Katholik zu sein! Denn ist es nicht etwas schelmisch, wenn Sie eine so schwere Forderung an Andere stellen, als die ist, dicke lateinische Folianten in die Welt zu stellen, während Sie glauben, daß die Welt diese neuen dicken lateinischen Folianten noch weniger lesen werde, als sie die alten dicken lateinischen Folianten liest, während sie abermals selbst nicht einen dicken lateinischen Folianten, sondern nur eine Kolonne in deutscher Sprache in der Köln. Zeitung veröffentlichten. Ich habe bereits oben gesagt, daß die Herren Roth und Mellesen den Kampf in den politischen Blättern der Rheinprovinz eröffnet haben. Warum haben Sie sich nicht gleich an diese Herren, mit ihren Mahn- und Strafreden gewandt? Warum treten Sie jetzt erst als Friedensstifter auf, nachdem jene Herren sich bereits Vorbeeren in diesem Kampfe gesammelt haben, welche ganz geeignet sind, ihre hitzigen Stirnen abzukühlen? Wissen Sie vielleicht besser, was sich für gute Katholiken ziemt, als die genannten Herren, als die hochgestellten Personen, welche Sie ermuntert, ihnen Muth zugesprochen, den begonnenen Kampf fortzusetzen?

Die Augsburger Allgemeine Zeitung veröffentlichte Altentstücke in deutscher Sprache, die Professoren Braun und Eibenich gaben ihre Acta Romana in lateinischer Sprache heraus, der römische Jesuit Perrone griff die Hermesianer in italienischer Sprache an, sorgte dafür, daß sein Libell in allen Winkeln Italiens verbreitet wurde, in Deutschland wurde es deutsch übersetzt, um es unter das Volk zu bringen. Die Hermesianer haben den Laotoon lateinisch herausgegeben, während der

Vater Perrone fortfährt italienisch zu schreiben, während die Augsburger Postzeitung die Hermesianer in dem rohesten Tone angreift, während der Katholik nicht Raum genug hat, um die leidenschaftlichen Diatriben aufzunehmen, welche ihm auf geradem und krummem Wege zugesandt werden. Gebührend zu verehrender Mann! wenden Sie sich an diese Organe, vermögen Sie diese Blätter, statt ihrer Invektiven, lateinische Folianten in die Welt zu stellen, und Sie werden wesentlich dazu beigetragen haben, den Frieden in der hermesischen Sache herzustellen. Es gehen Ihnen allerlei Gedanken durch den Kopf von Jansenismus, Febronianismus, Pferdereinen, Makassar-Dei, Ulmer Spargel, Kindermädchen u. dgl., aber lassen Sie diese Gedanken einen Augenblick fahren, und wenden Sie Ihre Aufmerksamkeit darauf, woher es komme, daß die Leute, deren Tendenzen Sie das Wort reden, jetzt mit Einemmale einen Vorhang zwischen der hermesischen Sache und dem Volke aufziehen wollen, während sie überall, wo es dienlich scheint, das Volk in's Mitleid ziehen, und den langen Hebel des Volksfanatismus in Bewegung zu setzen suchen. Man will die Weltgeistlichen in der Schweiz verdrängen, Jesuiten an ihre Stelle einführen, und man wendet sich an das Volk: dem Volke, sagt man, gebührt der „Entscheid“! Warum haben denn Ihre Leute, oder Sie, für welche Sie sprechen, in der erzbischöflichen Frage sich stets an's Volk gewandt? Hatte das Volk damals größere Einsichten, wie jetzt? Wollt Ihr Euch an's Volk wenden, so fordert es die Gerechtigkeit, daß das Volk auch die Gegenpartei höre, daß das Volk beide Ohren offen habe. Ihr aber verstopft dem Volke das Eine Ohr und zieht es an dem andern so lange herum, bis ihr es dort habt, wo ihr es haben wollt. Es ist von jeher das Bestreben Derer gewesen, welche ihre Annahmen durchsetzen, Umwälzungen im Staat oder in der Kirche herbeiführen wollen, sich dem Volkswillen allein dienlich zu machen und durch Täuschung der Volksmeinung zu ihrem Ziele zu gelangen.

Es ist nichts Unerhörtes in der Geschichte, daß theologische Fakultäten sich über theologische Fragen ausgesprochen haben, und nicht bloß theologische Fakultäten, sondern auch die Bischöfe, ganze Nationen haben sich über solche Fragen und gerade über diejenige Frage öffentlich erklärt, welche hier zur Sprache kommt. Blicken Sie in die Geschichte der Deutschen, der Franzosen, der Engländer. Wer hat dabei an Pferdereinen gedacht, wie Sie daran denken. Und nun rufen Sie so verächtlich: „Eine Fakultät dem tausendjährigen Glanz Rom!“ Was seid, um Euch die Wahrheit nicht zu verhehlen — was seid Ihr selbst mit Euren Distinktionen und Exzeptionen vor der großen Gesamtheit? Mit Glanz kann man nicht die Leute bezahlen, auch kann man durch Glanz Nichts beweisen, und wenn eine Fakultät recht hätte, so würde kein zweitausendjähriger Glanz die Wahrheit zur Unwahrheit machen. Die Wahrheit hat keine Verjährung. Die Frage, welche Sie den Streitenden zurechnen, um sie an ihre Unbedeutendheit zu erinnern, können sie Ihnen mit gleichem Rechte wiedergeben. Sie können eben so gut fragen: Aber sind Sie vor der großen Gesamtheit, und Sie können nur darauf antworten: Ich bin N. N. Deycks von Dyladen, ich bin nur etwa ein Tausendmillionstel von der Gesamtheit! Aber was würden Sie sagen, wenn eine Fakultät, wenn die Bischöfe Englands und Irlands gegen den Hrn. Justizath Stupp entschieden? Würde Ihnen, würde nicht dem Herrn Nellesen und Kloth eine solche Entscheidung ein unbezahlbares Siegeszeichen, ein Heiligtum sein, kostbarer, als der linke Arm Karls des Großen.

„Aber,“ sagen Sie, „wenn das kirchliche Oberhaupt gesprochen und das weltliche eingestimmt hat, so gibt es keinen rechtlichen Widerspruch mehr.“ Dieser Satz er-

innert mich an den berühmten Satz des Herrn Nellesen, der behauptet, das Sittengesetz fordere, daß man sein Urtheil der Meinung der Mehrheit unterwerfe, der somit einen Satz aufstellt, welcher, wenn er wahr wäre, wie ein anonymer Laie in der Köln. Zeitung bemerkt hat, uns um das Christenthum gebracht, und Christum genöthigt hätte, ein Heide, und Herr Nellesen eventualiter nöthigen würde, auf Neuseeland ein Menschenfresser zu werden. In wiefern Ihr Satz auf dem Gebiete des profanen Rechtes wahr sei, oder welche Beschränkungen er hier erleide, lassen wir dahingestellt sein; auf dem Gebiete der katholischen Kirchenverfassung ist er grundfalsch, er widerspricht dem Geiste des Christenthums und der Geschichte selbst. Denn wie viele theologische Streitigkeiten sind, wenn auch das kirchliche Oberhaupt gesprochen und das weltliche auch eingestimmt hatte, von Neuem in Untersuchung genommen worden. Wie oft sind Sachen, die der Papst entschieden hatte, von andern Päpsten, von allgemeinen Konzilien von Neuem in Untersuchung genommen worden. Denken Sie an die Aufhebung des Jesuitenordens. Sie stehen, wie hieraus klar ist, mit der katholischen Kirche im Widerspruche, und das muß Ihnen um so übler anstehen, wenn Sie, was fast zu vermuthen ist, ein katholischer Christ sind. Ja noch mehr. Ist Ihr Grundsatz wahr, so ist Christus selbst mit Recht verurtheilt worden; denn bei seiner Verurtheilung stimmte das kirchliche Oberhaupt und das weltliche überein, und somit ist nach Ihrem Grundsatz kein rechtlicher Widerspruch gegen dieses Urtheil möglich gewesen. Es ist eine wenig löbliche Sitte, die man bei den Katholiken par excellence jetziger Zeit findet, und ich wünschte, daß ein Mann, wie Sie, der so gut auf dem Wege ist, ein Abbé de St. Pierre, ein Friedensfürst zu werden, nicht unter dieselben gehöre möchte, — daß sie ihre Handlungen, Wünsche und Anstrengungen je einmal als gesetzliche Normen aufstellen, und nicht ihre Handlungen nach den bestehenden Gesetzen beurtheilen. Will, um ein gar nicht näher zu beziehendes Beispiel anzuführen, ein frommer Mann dieser Art, des Sonntags auf die Jagd gehen, so lehrt er von dem Katheder, wenn er einen hat, es sei kirchlich gar nicht verboten, des Sonntags auf die Jagd zu gehen; geht er aber nicht auf die Jagd, wenn auch aus keinem andern Grunde, als weil er das Podagra hat, so lehrt er eben so entschieden, des Sonntags auf die Jagd gehen, sei offene Sabbathschändung. Ehe das hermesische Breve erschienen war, hatte der römische Index in Deutschland keine gesetzliche Kraft, jetzt aber hat er gesetzliche Kraft, und er wird sie so lange behalten, bis etwa die Mystik von Görres in den Index kommt, mit der man bereits eine kleine Vorarbeit in Rom zu diesem Zwecke unternommen hat, und der Index wird sofort wieder in Deutschland diese Kraft verlieren.

Sie sprechen: „Von den Herren Braun und Achterfeldt, welche dem betreffenden päpstlichen Breve Gehorsam gelobt hatten, wenn diese aber aus Gewissensgründen sich später zu Restriktionen veranlaßt oder berechtigt glaubten, wen gehe das weiter an, so bald sie nicht die Zustimmung der ganzen katholischen Welt verlangen.“ Sie haben hier, gebührend zu verehrender Mann! Einiges vorgebracht, worüber ich so frei bin, mir einige nähere Aufschlüsse von Ihnen zu erbitten. Sie sagen: die Prof. Braun und Achterfeldt hätten sich später zu Restriktionen veranlaßt oder berechtigt gefunden. Haben die genannten Männer früher etwa eine unbedingte Unterwerfung gelobt und später Restriktionen gemacht? Darüber, sage ich, wünsche ich von Ihnen Auskunft zu haben, weil Ihr Satz den Charakter dieser Männer in ein zweideutiges Licht stellt. Soviel glaube ich indessen im Voraus, ohne in den Verdacht des Leichtsinns zu kommen, behaupten zu dürfen, daß Ihre Angabe sehr unwahrscheinlich, daß sie falsch ist. Nach den veröffentlichten Erklärungen, haben sich nämlich die Professoren dem Breve voll-

ständig unterworfen, haben sie gelobt, Alles zu leisten, was das Breve von ihnen verlangt. Aber Herr v. Geißel hat mehr verlangt, als das Breve, und dies zu leisten haben sich die Professoren, laut dieser Erklärungen, geweigert; geweigert, weil sie durch das Geforderte ein falsches Zeugniß geben würden, und weil sie sich dessen geweigert haben, sind sie von ihren Stellen emeritirt worden. Kann es irgend eine wahre Religion gebieten, wider sein Gewissen zu handeln, kann es in dem Christenthum irgend ein Fall geben, welcher eine Handlung wider unser Gewissen rechtfertigt, auch nachdem der Apostel Paulus uns so laut an unser Gewissen angewiesen hat? Die Gewissensfreiheit gehört zu den heiligsten Gütern des Menschen, die Vertheidiger der Professoren glauben, daß man in die Rechte ihrer Gewissensfreiheit eingegriffen, daß man, vermöge eines cas d'abus, von Seiten der bischöflichen Gewalt, sie von ihren Stellen widerrechtlicher Weise, ohne sie gehört zu haben, verdrängt habe. Und wenn sich diese Professoren in dieser Lage befinden, „geht das Niemand weiter an,“ wie Sie sagen? Schlimm genug für Sie, wenn es Sie nicht angeht. Was mich betrifft, so stimme ich Labrugere vollkommen bei, welcher behauptet: Un innocent condamné soit l'affaire de tous les honnêtes gens.

Ich sehe, mein Schreiben an Sie ist sehr ausführlich geworden. Was ich Ihnen weiter zu sagen habe, müssen wir also für eine andere Gelegenheit aufheben. Nur über meine Anrede erlauben Sie mir noch eine Bemerkung.

Ich weiß nicht, ob Sie katholisch oder protestantisch, alt oder jung sind; ich weiß nicht, ob Sie der Mann sind, der nach der Köln. Zeit. ohnlängst einen so glänzenden Fischzug gefaßt hat; ich weiß nicht einmal, ob der Name, den Sie unterzeichnen, ein wirklicher oder bloß angenommener ist. Deswegen, um nicht in den Verdacht der Schmeichelei zu gerathen, wenn ich Ihnen Prädikate gäbe, die Ihnen nicht gebühren, und um nicht den Vorwurf der Grobheit mir zuzuziehen, wenn ich Ihnen geringere gäbe, als diejenigen, welche Ihnen wirklich zukommen, habe ich Sie gebührend zu verehrender Mann! genannt und in dieser Verehrung verharre ich

Ew. ergebenster Diener,

Peter Paul Frank.

△ Die Missionen der evangelischen Kirche.

2. Ihre Bedeutung.

Siegen, den 23. Mai.

Der Erfolg der Missionen, das gibt Jeder zu, ist bedeutend; aber sind die Missionen jetzt überhaupt in sich berechtigt? Das ist eine Frage, die man überall hört. Ist es nicht besser, erst gegen die Noth, welche uns umgibt, anzukämpfen, ehe wir unsere besten Kräfte in die weite Ferne schicken, oder uns wenigstens zersplittern? Und ist auch der Erfolg scheinbar kein geringer, ist nicht im Ganzen noch sehr wenig gewonnen? Können die wenigen neuen Christen zählen gegen die Missionen, die noch im Heidenthum leben und deren Befehrung nach den bestehenden Verhältnissen unausführbar scheint, wenigstens nicht mit den bisherigen Mitteln möglich ist? Werden Einzelne ganze Staaten, deren Befassung zum großen Theil auf ihren religiösen Gebräuchen beruht, in einen neuen Zustand versetzen können? Was auch bringen wir den fremden Nationen? Eine Religion, deren geistiger Gehalt ihnen unverständlich bleibt, deren äußerlichen Kult sie sich nur anzueignen pflegen und also zur Heuchelei erzogen, und so des schönsten Gutes, das sie besaßen, ihres Friedens, ihrer Unschuld, beraubt werden. Wir bringen ihnen statt des Friedens den Haß, statt der Eintracht den Zwist, den Streit, der in unserer Kirche selbst wüthet, der uns selbst

in Zweifel geführt, welche die Ruhe des Gemüthes zerstörten. So kommen wir als wilde Eroberer, nicht national entwickelnd, sondern den Bildungsgang, welchen die Natur mit den außereuropäischen Völkern beschloffen hatte, aufhebend.

Alle diese Einwürfe sind jedoch unhaltbar gegen die große Sache der Mission. Wenn bei uns Einzelne sich sträuben gegen die Wahrheiten der Religion, so ist dies ihre Schuld; sie haben Gelegenheiten genug, sie kennen zu lernen, aufdringen lassen sie sich Niemanden. Der Staat und die Einzelnen haben genug für sie gethan. Auch den Nichtchristen wird das Christenthum nicht aufgedrungen, es wird ihnen nur bekannt gemacht. Wo hätte je die Kultur fortschreiten können, hätte man stets nur darauf geachtet, daß auch in der unmittelbaren Nähe noch Unkultur vorhanden ist; können wir nie einen ganz vollkommenen Zustand um uns schaffen, so dürfen wir darum nicht der Ferne vergessen, wo es noch viel trauriger aussieht. Nur die Selbstsucht kann einen solchen Einwand gegen die Mission vorbringen, die Selbstsucht, welche sich vielleicht auch jetzt hier und da äußert und den verschmachtenden Brüdern im Gebirge die Gabe der Wohlthätigkeit weigert, weil sie bei sich auch Elend erblickt. Gerade die aber, welche solche Einwürfe predigen, sie kümmern sich am wenigsten um die geistige Noth in ihrer Nähe, sie sind in ihrem Hochmuth sich selbst genug. Der freie Blick schaut über die engen Grenzen der nächsten Heimath hinaus und spähet, wo er helfen könne.

Ja freilich, räumen wir gern ein, gibt es auch unter uns noch geistiges Elend genug; alle diese Noth wegzuräumen, hat das Christenthum bis jetzt noch nicht vermocht. So soll denn auch gar nicht gesagt werden, daß bei uns Nichts mehr zu thun sei, eben so wenig, daß, so wie das Christenthum den fremden Völkern gepredigt sei, nun auch dort alle Arbeit vorüber sei. Indes über den einzelnen Mangel darf man die Größe des Ganzen nicht aus dem Auge verlieren. Diese Größe aber kann nur der Längnen, der gegen die Lehren, welche die Geschichte predigt, taub sein will. Wer aber die Geschichte der Völker und Zeiten durchforscht, der erkennt leicht, welche gewaltigen Folgen die Stiftung des Christenthums gehabt, wie es erst die Würde der Menschheit zur allgemeinen Anerkennung gebracht hat, die Sklaverei abschafft, die Humanität im Geiste heischt, die Bildung des Geistes verbreitet, den Geist zur tiefern Einsicht in sich aufordert, wie es jedes Alter und jedes Geschlecht mit seiner Liebe umfaßt, dem Weibe seine gebührenden Rechte einräumt, das neugeborene Kind als einen jungen Bürger betrachtet, welcher sein Recht habe, an der Bildung der Zeit Theil zu nehmen, und es sicher stellt gegen die rohe Gewalt des Einzelnen, mag dieser auch sein Vater heißen, wie es der Armen und Bedrängten nicht vergißt, wie es auch im Feinde den Menschen achten lehrt, und also alle Menschen zu einer, durch die innigste Liebe an einander getteten Familie verbindet. Freilich ruht das Christenthum auf dem Boden des Alterthums, und verkehrt wäre es, nicht begreifen zu wollen, daß auch dieses Großes hervorgebracht hat. Es war aber in anderer Weise groß, und gleich verkehrt, wie die Verkennung seiner besonderen Größe, ist die Verkennung der Wohlthaten, welche das Christenthum gebracht hat. Indem das Christenthum mit eindringlichem Rufe sich an das Gemüth wendete, wurde der Geist nicht bloß zu einer reichern Entfaltung der Reime, welche in ihm lagen, geführt, sondern auch von der Mahnung angeweht, seine Errungenschaften nicht für sich zu behalten, sondern aller Welt mitzutheilen. Die engen Schranken des Staates stürzten barmherzig, und es konnte nicht anders sein, als daß die bürgerlichen Tugenden, welche in kleinem Kreise so edle Früchte getragen, bei dem erweiterten Begriffe des Vaterlandes sich schwächten. In dieser neu gestalteten Welt die Tugenden der alten Zeit wieder glänzen zu lassen, das bleibt die Aufgabe,

welche der Zukunft gestellt ist; aber nicht also kann sie gelöst werden, daß wir die Schätze, die uns durch das Christenthum eröffnet sind, aufgaben. Vielmehr werden immer reichere Schätze uns zu Theil werden, je tiefer wir in den Schacht dieser geistigen Religion hinabsteigen, und die Bildung der Zukunft wird sich an das Christenthum knüpfen. Nur durch das Christenthum wird in den noch heidnischen Völkern ein geistiges Leben entwickelt werden können. Auf welcher Stufe stehen heutiges Tages die muhamedanischen Staaten im Vergleich zu den Christlichen, sie, die sich einst solcher Blüte der Wissenschaften und Künste rühmten?

Als die europäischen Völker zum Christenthume bekehrt wurden, wandte man sich nicht immer an die Ueberzeugung des Einzelnen; sondern häufig wurden Schaaren mit Gewalt zur Taufe geführt. Und doch sind keine unter ihren Nachkommen, welche nicht zu geben, daß die Unbill, welche ihren Vätern angethan sei, nicht in Betracht komme gegen die Segnungen, welche ihnen die Bekehrung gebracht habe. Nun aber sind in unserer Zeit, wo eine ähnliche Barbarei unmöglich ist, Manche, welche die Bekehrung durch das Wort allein den Fremdlingen nicht wollen zu Theil werden lassen. Indessen die Nachkommen der neu bekehrten Indianer und Neger werden ein anderes und besseres Urtheil über die Männer fällen, welche ihnen die neue Botschaft brachten, sie werden es mit Dank anerkennen, daß durch sie nicht bloß dem beängstigten Gemüthe der Frieden geschenkt, sondern ihre Nation auch in die Reihe der zivilisirten aufgenommen oder die Segnungen der Bildung ihr zugänglicher gemacht wurden. Sie werden auch den Einwurf gegen die Missionen leicht zurückweisen können, nämlich daß durch die Begründung einer neuen Religion der natürliche Bildungsgang aufgehalten werde. Denn überall liegt es im Charakter des Christenthums, nicht aufzuhalten, sondern zu entwickeln, die schlummernden Kräfte zu wecken. Also zog es einst aus, obgleich hervorgegangen aus dem Oriente, in die Wälder Germaniens, und die Tugenden der germanischen Völker, die bisher stumm im Schatten hoher Eichen gelagert, die sittliche Kraft, den hohen Ernst, die innige Begeisterung, die warme Liebe, die führte das Christenthum hinaus in das Licht der Welt, daß sie auf dem freien Gefilde der Geschichte ihren Blumenfuss entfalten. Und wer noch für andere Güter, als Brod und Geld, ein Herz bewahrt, wem nicht eine chinesische Fertigkeit in technischen Dingen Maßstab für die Bildung ist, der kann unmöglich leugnen, daß für die Kultur die Missionen ein sehr bedeutsames Mittel und darum des lebhaftesten Anlanges würdig sind. Und somit ist es schon überflüssig, daran zu erinnern, daß das Christenthum nicht bloß für Alle, sondern auch für die Einzelnen eine Segensquelle ist, daß seine Lehre unzähligen bekümmerten Gemüthern die einzige Trösterin bleibt. Die Missionen der evangelischen Kirche sind aber größtentheils Missionen germanischer Völker; in ihren Missionen sind die Germanen berufen, die weltgeschichtliche Rolle fortzuspielen, welche sie seit dem Untergange des Römerreiches übernommen haben, und durch die ihnen eigenthümlichen Tugenden die Welt sich zu unterwerfen, eine Herrschaft geistiger Natur, welche dauernd ist, als die imposanteste Stellung, welche bloß durch materielle Macht sich schützt.

Bezweifelt man aber endlich die Möglichkeit einer Christianisirung aller Völker, so erwäge man doch, von wie kleinen Anfängen das Christenthum ausging und welcher Verbreitung es sich schon erfreut. Nicht in Monden und Jahren läßt sich das große Werk vollenden, aber alles Große gestaltet sich allmählig.

Es bleibt uns noch ein Punkt zu berühren übrig. Manche von denen, welche der Missionsfrage nicht feindselig sind, eifern jedoch gegen die Bibelgesellschaften, und meinen, man solle erst die wilden Völker zivilisiren, dann sie nach und nach zum Christenthum führen. Jedoch die Erfahrung hat bewiesen, daß man auf diesem Wege sich dem Ziele fast gar nicht näherte; vielmehr fand sich überall ein so starkes religiöses Be-

dürfnis, daß, wo den Heiden unmittelbar das Christliche Wort entgegenkam, es den tiefsten Eindruck auf sie machte, und dem religiösen Unterrichte die anderweitige Bildung sich leicht anschloß. Dies religiöse Bedürfnis wach zu halten, blieb Hauptaufgabe, daher wurde die Bibel so schnell als möglich in die Landessprache übersetzt, daher wurden Schulen angelegt.

Wir glauben somit hinreichend alle Einwürfe gegen die Sache der Missionen besprochen zu haben und dürfen dreist unsere Ansicht aussprechen, daß dieselbe allen Gliedern der evangelischen Kirche empfohlen werden könne. Allen Menschenwerke kleben Mängel an, und mancher der Missionäre mag einen oder den andern Fehler begangen und sich als Pedant oder als Zelot gezeigt haben, aber Vieles ist an den Erzählungen übertrieben, und die Versehen Einzelner darf man nicht einer ganzen Klasse von Männern aufbürden, welche so große Opfer darbringend die zivilisirte Welt verlassen, und unter ungebildeten Stämmen, in fremder Natur sich den größten Gefahren, oft der des Todes aussetzen.

Der Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Aus der Allg. Ind.-Zeitung.)

Die Engländer haben endlich angefangen, den vor Kurzem zum Abschluß gediehenen Handelsvertrag zwischen dem deutschen Zollverein und den Vereinigten Staaten von Nordamerika auch im Parlamente zur Sprache zu bringen. In der Sitzung des Unterhauses vom 30. April trat der bekannte Dr. Bowring, dessen Name bei den deutschen Handelsfreiheitschwärmern schon Begeisterung erregt, auf und fragte die Minister, ob es wahr sei, daß ein solcher Vertrag im Namen des Zollvereins am 23. März unterzeichnet worden sei, wodurch eines Theils der Zoll auf amerikanischen Taback im Vereinstarif auf die Hälfte ermäßigt, anderen Theils von Amerika zu Gunsten zollvereinsländischer Manufakturen Unterschiedzölle eingeführt werden sollen. Der Premierminister Sir Robert Peel gab die Thatfachen zu, ließ aber in seiner Antwort seine bescheidenen Zweifel einfließen, indem er bemerkte, der Vertrag sei noch nicht von der nordamerikanischen Regierung ratifizirt und könne es nicht werden, bevor nicht zwei Drittheile des Kongresses sich mit den Bestimmungen des Vertrags einverstanden erklärt hätten. Der unter dem Whigregimente als Handelsminister bekannt gewordene Hr. Labouchère, gleichfalls ein true free-trade's-man, erwiderte darauf, nach den zwischen den Vereinigten Staaten und England bestehenden Verträgen dürften die Engländer sich nicht einfallen lassen, die Manufakturzeugnisse Deutschland zu günstigeren Bedingungen zuzulassen, als die Englands; die Wirkung des mit Preußen abgeschlossenen Vertrags könne also keine andere sein, als daß die Ermäßigung der Zölle auf deutsche Strumpfwaren, Seidenartikel u., wie sie der fragliche Vertrag enthalten soll, zugleich die englischen gleichen Artikel treffen müsse. Sir Robert Peel entgegnete darauf sein diplomatisch, die Regierung habe der Sache die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet, aber da der Vertrag noch nicht ratifizirt sei, so könne er jetzt nichts weiter sagen, als daß in den Verträgen zwischen Amerika und England zwei darauf bezügliche Klauseln sich befänden, wovon die eine festsetze, daß England mit den begünstigten Nationen auf gleichem Fuß gehandelt werden solle, ohne daß eine andere Bedingung an diese Begünstigung geknüpft werde — während die andere Klausel besage, daß England mit den begünstigten Nationen auf gleichem Fuß behandelt werden solle, vorausgesetzt, es gestehe den Vereinigten Staaten die Begünstigungen zu, welche diese andern Länder ihnen gewähren.

Wer erkennt aus diesem Wenigen nicht, daß England jedenfalls nach Ratifizirung des Vertrags, auf die erste dieser Klauseln gestützt und mit seiner

geübten diplomatischen Deutungskunst die zweite zu seinen Gunsten interpretirend, den Anspruch auf die Theilnahme an den dem Zollverein zugestandenen Begünstigungen erheben wird. Es ist ein geübter Unterhändler und wird bald ein Abfinden mit den Vereinigten Staaten herbeiführen, welche dann die Wohlthat des Vertrags für die deutsche Industrie rein illusorisch machen muß. — Als vor mehreren Monaten die Gerüchte über den bevorstehenden Abschluß eines Handelsvertrags zwischen dem Zollverein und Amerika mit Zuverlässigkeit austauchten und an Konsistenz gewannen, da mußten sich die Handelskorporationen z. B. in England rühren, da mußten die großen Zeitungen dort zu Lande, von allen Parteifarben als stereotype Frage, die Herabsetzung des ungeheuern Tabakzollens, den Zoll auf rohe Baumwolle als gemeinschädlich darstellen; es regnete Petitionen an die Regierung, die besonders in ersterer Hinsicht auf eine Ermäßigung des Tabakzolls drangen. Die Blätter der Regierung gaben das Versprechen, die Sache werde reiflich erwogen werden — man werde seiner Zeit die nöthigen Maßregeln treffen. — Als der jetzige Premier kurz nach seiner Gelangung in's Amt so bedeutende Veränderungen in dem englischen Tarif machte, war zuerst davon die Rede, den Zoll auf rohe Baumwolle gleichfalls aufzuheben; die Vorgänge bei der berliner Zollkonferenz 1841 hatten die Beforgniß erregt, daß die Erhöhung des Garnzolls im Zollvereinstarif endlich durchgesetzt werden und vielleicht ein Zoll von 3 Thlr. statt 2 Thlr. beliebt werden würde; aber den Trumpf, den man von Seite Englands dagegen mit der Aufhebung des Einfuhrzolls auf rohe Baumwolle auszuspielen wollte, wurde in Händen gehalten, als man erkannte, daß der Zollverein noch weit davon entfernt sei, die Nothwendigkeit einer unabhängigen Spinnerei zu erkennen. Man behielt ihn für die gelegene Zeit in Händen und kann jetzt sogar mit einer Karte zwei Stiche machen. Das Aequivalent, welches die zweitangeführte Klausel im amerikanisch-englischen Vertrage fordert, damit die nur den begünstigten Nationen zugestandenen Vergünstigungen auch auf England ausgedehnt werden, braucht wohl nicht gerade in ein und derselben Sache, sondern in dem Werthe der Zugeständnisse zu liegen. Und wenn England seinen Zoll auf die 2 Mill. Zentner roher Baumwolle, die es Amerika abnimmt, um sie zu verarbeiten, aufhebt und seinen hohen Zoll auf amerikanische Tabake, wie es selbst von der englischen Presse längst gefordert wird, auf die Hälfte ermäßigt, so dürfte Amerika sich nicht lange weigern, die Deutung jener Klausel zu Gunsten Englands statt finden zu lassen.

Was würde aber die Wirkung dieser Ausdehnung der Begünstigungen des Vertrags zu Gunsten Englands unter solchen Bedingungen sein? Einmal, daß alle Vortheile, welche unser Absatz nach Amerika daraus hofft, illusorisch werden; zweitens aber, daß unsere Spinnerei in Deutschland der Konkurrenz der englischen gegenüber in eine noch ungünstigere und verzweifeltere Lage kommen, ja den Todesstoß erhalten muß, da der jetzt bestehende Zoll von 2 Thlr. sich faktisch dadurch auf wenig mehr als 1 Thlr. ermäßigen würde. —

Wir stellen diese gewiß nicht unbegründeten Bedenken und Beforgnisse Denjenigen entgegen, welche von der Schließung von Handelsverträgen mit den überseeischen Staaten, wodurch auf dem Papiere dem Zollverein große Begünstigungen zugestanden werden, alles Heil erwarten. Wir kommen dabei leider stets zu spät und kommen nicht in dem Zustande, wo wir erfolgreich auftreten können. Die Engländer und andere Völker sind vor uns dagesessen und haben Stellungen gewonnen, die sie nicht so leicht aufzugeben gezwungen werden können. — Wir begrüßen die Versuche, die in dieser Hinsicht gemacht werden, mit Freuden und sind auch überzeugt, daß sie für den Augenblick Vortheile und große Vortheile darbieten können. Aber sie fest-

zuhalten, dazu gehört mehr. Ohne die Sicherung der Interessen unserer Industrie im Innern, ohne die Hebung und freiwillige Anspannung aller Arbeitskräfte und der daraus hervorgehenden Blüthe des Gewerbestandes, des Verkehrs und der Schifffahrt vermögen wir die Begünstigungen solcher Verträge nicht auszubenten — sie entschwinden uns unter den Händen.

Schlimmes voraussagen wollen wir nicht; wir kennen nichts Näheres, nichts Genaueres von den Bedingungen, unter denen der vielbesprochene Vertrag abgeschlossen ist — aber Eins ist gewiß: er berührt alle unsere großen Interessen, er streift mehr oder weniger an alle Fragen einer nationalen Handelspolitik, die in der letzten Zeit erörtert worden sind. — Man ist von Seiten des Staates, welcher im Namen des Zollvereins die Unterhandlungen geführt, wie die bekannt gewordenen diplomatischen Aktenstücke bezeugen, nicht eben sehr eifrig daran gegangen, während sich auf amerikanischer Seite eine Thätigkeit, ein Eifer dafür gezeigt hat, der wahrhaft bewundernswürdig ist; wollte man aus diesen Erscheinungen auf die Größe der Vortheile schließen, die jeder der beiden kontrahirenden Theile daraus zu ziehen hofft, so hieße dies den Erwartungen, die Deutschland sich von den Resultaten dieses Vertrags macht, ein übles Prognostikon stellen. — Wir wollen in dieser Hinsicht uns freudigeren Hoffnungen hingeben und die Schuld der Schüchternheit, womit man daran gegangen, auf die schlimmen Erfahrungen setzen, die man bei dem Erfolg der früher geschlossenen Handelsverträge mit Holland und Großbritannien gemacht.

Schließlich aber können wir nicht unterlassen, noch auf einen möglichen Fall aufmerksam zu machen, den wir zwar nicht für wahrscheinlich halten, da wir die Amerikaner als viel zu praktische Leute kennen gelernt, die, wenn auch zu Anderer Schaden, ihre Interessen zu wahren verstehen; der aber doch durch zukünftige Kombination der politischen Parteien in diesem ewig beweglichen Lande herbeigeführt werden könnte. Setzen wir den Fall, der Vertrag zwischen dem Zollverein und den Vereinigten Staaten erhält die Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung und die Ratifikation des Präsidenten — und dicht dahinter nimmt die ersiere den ihr vorgelegten neuen Zolltarif an, welcher die Zölle auf eine Weise ermäßigt, daß die im Vertrag den deutschen Manufakturen zugestandenen Begünstigungen zum großen Theil ihren Werth verlieren, weil sie mit den allgemeinen Zollsätzen zusammenfallen! Da hätten wir wieder das lange Nachsehen. — Doch wir wollen hoffen und — sehen.

Judenverfolgungen und Proselytenmacherei im neunzehnten Jahrhundert.

Wer kann die Gegensätze unserer Zeit begreifen und in den höheren Einklang bringen? Wen hat es nicht schon oft mit schmerzlichem Gefühl ergriffen, wenn er in unser reges, in steter Steigerung und Fortentwicklung begriffenes Volksleben plötzlich die finsternen Schlagschatten scheinbar längst überwundener und durchgekämpfter Kulturzustände fallen sieht? Wenn uns nicht jede Seite der Geschichte die unverkennbaren Spuren des waltenden Weltgeistes, den ewig lebendigen, fortdrängenden Trieb der Menschheit zu Vervollkommenheit zeigte, wir müßten bei manchen Erscheinungen der Gegenwart muthlos den Blick abwenden und an unserer Zukunft verzweifeln.

Diese Aeußerungen werden hervorgerufen durch einige Phänomene auf dem Gebiete des religiösen Lebens, welche sich in jüngster Zeit in unserem Vaterlande gezeigt haben und in jeder Weise geeignet sind, unsere Beforgnisse zu erregen. Zwar sind es nur vereinzelte Erscheinungen; aber durch ihr wiederholtes Vorkommen weisen sie darauf hin, daß man sie nicht außer allem Zusammenhange mit einander betrachten darf. Mitten unter

all dem regen, hoffnungsfreudigen, ringenden Streben der Gegenwart nach politischer und religiöser Freiheit tauchen sie hier und da auf, bald wie ein sprühender, knisternder Funken, bald wie eine heimlich glimmende, still zündende Kohle, immer aber Verderben drohend dem rüstig aufwärts strebenden Gebäude. Alle diese Erscheinungen zu besprechen, würde die Gränzen eines Journalartikels weit überschreiten, es genügt, hier nur auf einige der jüngsten und auf deren Widerspruch mit den Bestrebungen der Gegenwart aufmerksam zu machen.

Judenemanzipation! — das ist ein Wort, das seit einer Reihe von Jahren in unserem Deutschland wiederholt und immer mehr an Macht und Bedeutung zunimmt. Die bürgerliche Gleichstellung einer Menschenklasse mit den übrigen Staatsbürgern, welche alle Fähigkeiten hierzu in sich trägt, und wo sie noch fehlen, dies allein ihrer bisherigen politischen Herabwürdigung zu verdanken hat, die Ausgleichung eines tausendjährigen Unrechts, die Erwerbung einer Menge tüchtiger, thätiger Kräfte für den Staat, — das sind Bestrebungen, bei welchen Niemand mehr kalt bleibt. Die Presse hat sich für sie erklärt, und auf den Landtagen ist manch gutes Wort gesprochen worden. Die Juden ihrer Seite kommen diesen Bemühungen entgegen. In dem Judenthum selbst machen sich bedeutende reformatorische Bewegungen geltend, welche Alles, was einem Anschluß an die rein menschlichen, staatlichen und nationalen Interessen störend in den Weg tritt, abzustossen und zu entfernen suchen. Hier ist überall Leben, Bewegung und Ringen nach einem großen Ziele.

Wenden wir nun einmal das Blatt herum und betrachten wir uns die Schattenseite! In Karlsruhe stürmt und demolirt man das Haus des Herrn von Haber? Warum? — weil er von jüdischer Abstammung ist, und weil er sich trotz dieses Fluches, der an seiner Geburt klebte, durch intellektuelle Kräfte zu einer Stellung in der Gesellschaft emporzuschwingen wußte, um welche ihn die exklusiven Kavaliere wie der mißgünstige Pöbel gleich sehr beneiden.

In der österreichischen Stadt Tarnow läuft ein böser Junge fort. Der Pöbel beschuldigt die Juden, sie hätten das arme Christenkind geschlachtet und sein Blut gesoffen. Die erleuchtete Polizei ist um kein Haar klüger, sie stellt sich an die Spitze des Pöbels, sie hält unter seiner Beihilfe und thätlichen (nicht bloß thätigen) Unterstützung Hausfuchung bei sämmtlichen jüdischen Einwohnern des Ortes. Wie eine Hausfuchung beschaffen war, welche von dem Pöbel vorgenommen und von einer solchen Polizei dirigirt wurde, kann man sich denken. Jede Schöpsenkeule hielt man für des Geschlachteten Leichnam, jeden rothen Flecken für sein Blut. Nachdem dieser heroische Akt beendet ist, findet sich endlich der verlorene Sohn, das arme geschlachtete Christenkindlein, frisch und gesund wieder; er hatte aus jugendlichem Muthwillen einen kleinen Abstecker auf das Land gemacht; Niemand hatte ihn schlachten, Niemand sein Blut saufen wollen.

Ein drittes Beispiel! In Gesecke, einer Stadt des preussischen Regierungsbezirkes Arnberg, bestand ein gutes Vernehmen zwischen den Juden und Christen. Die Juden schickten in die von katholischen Geistlichen geleitete „höhere Bürgerschule“ ihre Kinder, ja sie ließen dieselben sogar dem katholischen Religionsunterrichte in dieser Schule beizubehalten. Dieses ehrenvolle, entgegenkommende Vertrauen wurde schlecht belohnt. Ein Judenknabe, der diese Schule besuchte, wurde durch den Lehrer, einen katholischen Geistlichen, zum Uebertritt zur katholischen Religion bewogen und sofort getauft, und zwar trotz aller Einsprachen und Protestationen seiner Eltern. Ob man einen Knaben von dem Vorzug einer Religion vor der andern durch innere Gründe überzeugen könne, fragt sich sehr; noch mehr aber, ob man im Widerspruch mit dem ausdrücklichen Willen seiner Eltern seinen Uebertritt so geradewegs in's Werk setzen dürfe. Daß äußere Gründe mit-

gewirkt haben mögen, läßt sich daraus schließen, daß die gewonnene Seele von der Zeit ihrer Errettung an das Gymnasium in Paderborn auf Kosten einiger katholischen Geistlichen besucht haben soll. Die Eltern des Geretteten wußten sich jedoch wieder in den Besitz ihres geraubten Kindes zu setzen und entfernten sich mit ihm. Da erhält nun der Geistliche, der den Proselyten gemacht hatte, einen Brief von Paderborn aus, voll von heftigen Ausfällen gegen ihn und das Christenthum. Er ruft die christliche Religion gegen diesen Angriff in die Schranken. Er theilt den Brief mit, der Brief zirkulirt, es werden Abschriften davon genommen, der Brennstoff häuft sich. Das Läuten der Betglocke ist die Lunte, welche ihn entzündet. Der Pöbel steht auf, das alte, vergessene Feldgeschrei: „Hepp! hepp!“ ertönt, Fenster klirren, zerbrochene Thüren dröhnen, zerschmetterte Läden krachen, — Flucht, Zammern, Plündern, Geschrei, Verwünschungen, Drohungen, Steinwürfe, Mißhandlungen, kurzum die ganze Judenverfolgung ist da; und endlich

„Zuletzt, als längst der Unfug schon geschehen, Raub Polizei!“

Das ist denn nun schon die dritte Judenverfolgung in sehr kurzer Zeit hinter einander. Was sollen wir von solchen wiederholten Ausbrüchen denken? Ist es denn möglich, daß all die Stürme des Reformationszeitalters, all die geistigen Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts und all die vermittelnden und ausgleichenden Bestrebungen des unfrühen so spurlos vorübergegangen sind? Leben wir denn wirklich im neunzehnten Jahrhundert oder stehen wir noch in jener Zeit, in welcher die alberne Beschuldigung, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, im Stande war, den gräßlichsten Mord und die allgemeinste Plünderung über ganz Deutschland zu verbreiten? Oder sollten diese Erscheinungen nur die letzten Regungen jener finsternen Kräfte vergangener Jahrhunderte, nur ihr letztes helles Aufklaffen, der sichere Verkünder ihres nahen gänzlichen Verlösches sein?

Das sind Fragen, deren Beantwortung zu tief greift, als daß wir sie hier kurzweg versuchen und aufdrängen wollten; wir wollen sie lieber dem stillen Nachdenken unserer Leser überlassen. Eine andere Bemerkung dagegen drängt es uns zu machen, die nicht viel Nachdenken erfordert, die auf flacher Hand liegt. Bei dem Sturm des Haber'schen Hauses in Karlsruhe schritt die Polizei nicht ein; bei der Judenverfolgung in Gesecke schritt sie ein, als es zu spät war; endlich die österreichische Polizei in Darnow stellte sich gar an die Spitze der Bewegungen eines wahnwichtigen Pöbels. Was soll man von einem solchen Institut halten, das da, wo es Noth thut, auf sich warten läßt, und da, wo es nicht Noth thut, so gewaltsam eingreift?

Betrachten wir den Vorfall in Gesecke, so tritt uns als Veranlassung desselben auch wieder eine Erscheinung entgegen, die wir nicht mehr unter die häufig vorkommenden zu zählen gewohnt waren, die aber leider in neuester Zeit sich wieder geltend zu machen anfängt. Es ist das die Ueberhebung der einen Religionsgesellschaft über die andere, jener kirchliche Uebermuth, wodurch sie sich berechtigt dünkt, Andersglaubende als auf den schlimmsten Irrwegen wandelnd anzusehen und alle Mittel aufzuwenden, sie auf den vermeintlich rechten Pfad herüberzuführen. Diese Bekehrungssucht, welche man Proselytenmacherei nennt, die man aber immer mit ihrem guten deutschen Namen: „Seelenfischerei“ nennen sollte, beruht auf der maßlosesten Selbstüberhebung, dem raffiniertesten Eigendünkel; sie schließt ihrem Wesen nach alle Toleranz aus und ist weiter Nichts, als die alte Verfolgungswuth, die nur jetzt, statt mit Feuer und Schwert, mit etwas feineren Mitteln in's Werk gesetzt wird. Der verstorbene Professor Krug hat in den zwanziger Jahren ein Schreiben an die deutsche Bundesversammlung gerichtet, worin er auf dieses Unwesen aufmerksam macht, und das er durch seine

„Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei in Deutschland“ näher zu begründen gesucht: leider ist jedoch seine Mahnung ohne Erfolg geblieben. Einzelne deutsche Staaten haben zwar bestimmte und ausreichende Gesetze dagegen (wie namentlich das Weimar'sche Gesetz vom 7. Okt. 1823 S. 60); allein gerade hier thäten allgemeine und durchgreifende Maßregeln Noth.

Neben diese Aeußerung der Proselytenmacherei in Gesecke reiht sich eine andere, die ebenfalls zur öffentlichen Besprechung gekommen ist. Auch hier ist der Gegenstand derselben ein nicht urtheilsfähiges Kind, auch hier geht die Bekehrung gegen den Willen des Vaters vor sich, wie dort gegen den Willen beider Eltern. Zu einem Pastor Strouvelle in Kirn, in dem Oldenburgischen Fürstenthume Birkenfeld, an der Nahe, kommt am Charfreitage eine Mutter mit ihrem zwölfjährigen Knaben und sagt, das Kind wolle katholisch werden. Das Kind sagt Ja zu dem, was die Mutter sagt. Der Hr. Pastor weiß zwar, daß der Vater ein Protestant ist, und kann sich also denken, daß derselbe wohl schwerlich mit dieser Religionsänderung seines unmündigen Knaben einverstanden sein wird, — aber was kümmert ihn der irrgläubige Vater? Er greift, wie er selbst erzählt, flugs zum heiligen Chrysostom, taufst das Kind und führt dasselbe bald darauf zur heiligen Beichte und ersten Kommunion. Der Vater macht hiergegen die Rechte der väterlichen Gewalt über seinen unmündigen Sohn geltend, und da er auf außergerichtlichem Wege dem, wahrscheinlich von seiner fanatischen Mutter und dem Herrn Pastor aufgeregten, Knaben gegenüber nicht zum Zwecke kommen kann, so nimmt er die Hülfe der Gerichte in Anspruch, welche denn auch den Jungen wegen Ungehorsams gegen seinen Vater zu einer dreitägigen Gefängnißstrafe verurtheilen, — ein Verfahren, das in keiner Weise auffallen kann, sondern nach den Gesetzen sämmtlicher deutscher Staaten, nicht bloß nach denen des Fürstenthums Birkenfeld, gerechtfertigt erscheint.

Das mochte denn dem proselytenmachenden Hrn. Pastor sehr quer kommen, und so hat er denn in zwei Inseraten der kölner Zeitung unter der Ueberschrift: „Der Märtyrer im Fürstenthum Birkenfeld, Amt Oberstein,“ seinem beklemmten Verzeß Luft gemacht. Er sucht darin den zwölfjährigen Jungen zu einem Märtyrer zu stempeln, spricht von einer dreimonatlichen Einkerkung, die der „protestantische Amtmann“ über denselben erkannt habe und verspricht, ungekaut die betreffenden Aktenstücke dem Publikum vorzulegen, was er aber bis jetzt noch nicht gethan hat. Der Ton der ganzen Erklärung, in welchen von „Denen, deren Wege nicht die unseren sind“ und von der katholischen Kirche, „die unablässig die verlorenen Schafe suchen muß,“ gesprochen wird, ist der Art, daß man daraus auf die Gesinnung und Bildung des Verfassers zur Genüge schließen kann; seine faktischen Angaben sind so wunderbar und in einem so apokalyptischen Style geschrieben, daß man die Uebertreibungen mit Händen greifen kann. Inzwischen ist nun auch eine amtliche Berichtigung in dem Amtsblatte des Fürstenthums Birkenfeld erschienen, welche die vorige Nummer unserer Blätter nach dem Frankf. Journale den Lesern mittheilte, und aus der wir ersehen, daß das Traurige an der ganzen Sache nur darin besteht, daß durch diesen Akt der Seelenfischerei in eine Familie Zwietracht gesät und in einer bisher friedsam mit einander lebenden gemischten Gemeinde der religiöse Fanatismus geweckt worden ist.

Wir haben dieses Ereigniß in unsere Besprechungen gezogen, nicht nur weil es der Natur der Sache nach dahin gehört, sondern weil wir auch noch besonders hierzu provoziert worden sind. Das „Intelligenzblatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein, und Altkirchen“ bringt einen anonymen Artikel, der nach Voraussetzung des Motto's:

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

auf die Inserate des Pastors Strouvelle in der kölner Zeitung hinweist und dann fortfährt:

„Da der Einsender dieses Artikels (seit wann sind Inserate Artikel?) seinen Namen genannt und die nöthigen Beweisstücke später zu liefern versprochen hat, so kann die Wahrheit desselben wohl nicht in Zweifel gezogen werden. Das „Deutsche Bürgerblatt“ hat auch schon verschiedene ähnliche, aber weniger oder gar nicht begründete Artikel, jedoch in einem der katholischen Kirche feindlichen Sinne mitgetheilt, diesen aber noch nicht aufgenommen. Ist diese Wahrheit vielleicht zu herbe? Wir hoffen, daß es seinem Motto treu sein werde und sehen einer Mittheilung des eben bezeichneten Faktums entgegen.“

Wenn uns der Verfasser dieses Artikels in hämischer Weise den Wahlspruch unserer Zeitschrift entgegen halten will, so schlägt er sich damit selbst. Wir können denselben offenen Auges ansehen, mit dem freudigen Bewußtsein, von den in ihm ausgesprochenen Tendenzen während der Existenz unseres Blattes nie einen Fingerbreit abgewichen zu sein. Daß uns aber diese Tendenzen verpflichten sollen, ein beliebiges Inserat d. h. eine zeilenweise bezahlte Anzeige aus der großen Menge solcher Inserate in der kölner Zeitung herauszuheben und in unser Blatt aufzunehmen, und noch dazu ein Inserat, das durch seine ganze Haltung und Färbung die trübe Quelle, aus welcher es gestossen, zur Genüge bezeugt, das können wir nicht einsehen; noch viel weniger aber begreifen wir, was der Verfasser unter seiner „Mittheilung des bezeichneten Faktums“ versteht. Meint er damit einen Abdruck des Inserats oder glaubt er, wir hätten einen Korrespondenten in Kirn, Amts Oberstein, Fürstenthums Birkenfeld, sitzen?

Wir sind nun dem Wunsche des Verfassers nachgekommen. Aber indem wir dem Wahlspruche unseres Blattes und dem Grundsatz: Audiat et altera pars gefolgt sind, mußte unser Urtheil ein anderes werden, als er es gewünscht und erwartet haben mag, als er sich an den Tiraden des Pastors Strouvelle erbaut. Wenn uns der Mann beschuldigt, wie hätten wenig oder gar nicht begründete Artikel in einem der katholischen Kirche feindlichen Sinne mitgetheilt, so ist eine solche Beschuldigung ohne Namhaftmachung auch nur eines einzigen solchen Artikels nicht bloß eine wenig, sondern eine gar nicht begründete. Meint der Verfasser unseren Bericht über den Limburger „Beichtspiegel“? Das Büchlein steht ihm gerne zu Gebot, und er kann sich daraus Zeile für Zeile von der Wahrheit unserer Angaben überzeugen. Meint er unsere Mittheilung über den fanatischen Erzbischof des katholischen Pfarres zu Eibingen im Rheingau? Die Resultate der auf Befehl der nassauischen Landesregierung gegen ihn eingeleiteten Disziplinaruntersuchung haben dieselben bestätigt. Daß diese Artikel nicht aus einem der katholischen Kirche feindlichen Sinne entsprungen sind, beweist der Umstand, daß sie uns beide von einem Katholiken zugegangen sind.

Doch genug! „Vergeblich bleicht man einen Mohren!“ Wir wollen uns nicht länger in einer fruchtlosen Sisyphusarbeit gegen einen solchen Angriff wehren, wo man in Zweifel gerathen muß, ob man mehr seine Albernheit oder seine Unverschämtheit anstaunen soll. Wir hielten es dem Publikum gegenüber für unsere Pflicht, uns diesmal gegen solche hämische Insinuationen zu rechtfertigen. Wir halten es jedoch für hinreichend, einmal auf die trübe Quelle hingewiesen zu haben, aus welcher sie fließen. Sollten sich von derselben Seite Angriffe wiederholen, so halten wir es ebenso für unsere Pflicht dem Publikum gegenüber, dieselben zu ignoriren und unsere Leser nicht weiter mit der Widerlegung von Angriffen zu beunruhigen, die ihre Widerlegung schon in sich selbst tragen.

Der geehrte Mitarbeiter des „Intelligenzblattes für die Kreise Siegen u. s. w.“ mag denn nun unter dem Schutze dieser Versicherung in beliebigen Schmähungen seiner innersten Natur Luft machen.

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Lieder von Felicia Hemans.

Uebersetzt von
Otto v. Wenschlern.

Mother oh sing me to rest.

O Mutter, sing zur Ruhe mich,
Wie einst in Tagen, wo ich hoch beglückt.
Nimm deinem verzogenen Kinde
Die Last vom Geiste, die es drückt.

Und laß dies Haupt an deinem Busen ruhen,
Im Thau des Abends schließt die Blume sich,
Und Leidende und Pilger mögen ruhen,
O Mutter, Mutter, sing zur Ruhe mich.

Sieh dort die junge Taube sucht das Nest,
O müde, müde ist das Herz, das bricht,
Es bricht mein Herz in falscher Liebe Leiden,
O Mutter, singst zur Ruhe du mich nicht?

Cyndillans Halle.

Cyndillans Halle erglänzt heute nicht.
Ich weine — im Grab ist erloschen das Licht,
Vom Thurne scheint nicht der Lampe Strahl,
Nicht flackert am Herde das Feuer zum Mahl.

Cyndillans Halle ist tonlos und still,
Vertungen sind Harfe und Saitenspiel;
Ihr Oden Mäurer, wie schweigt ihr so gar,
Kein Echo erinnert an Das, was einst war.

Cyndillans Halle ist öde und leer.
Kein Fest und kein Gast verschönert sie mehr;
O wo sind die Krieger, die einst hier gejezt,
Verschwunden — verichwunden ist Ritter und Knecht.

O liebes steht das Haus in der Nacht,
Verschwunden ist Der, der es liebend gemacht —
Doch das Ende der Trauer ist nimmer mir fern,
Denn kurz ist der Weg zu dem Grab meines Herrn.

* Eduard Westburg,

die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelts.

(Fortsetzung.)
Neuntes Kapitel.

Raum hatte Eduard Westburgs Haus verlassen und war durch einige Straßen gegangen, als er die Schwierigkeit bedachte, Dubois jetzt aufzufinden; auch hatte sich seine Wuth etwas abgetüht, theils durch das kalte Februarwetter, theils durch die so eben von Elisabeth erhaltene Versicherung, daß sie ihn noch immer gleichsehr liebe, großentheils aber auch durch sein gutes Herz, das zwar leicht in Eifer erbrannte, worin aber auch bald der Brand wieder erlosch. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, sich wieder nach Hause zu begeben und seine Nachforschung auf eine gelegnere Zeit zu verschieben, als er Jemanden nahen hörte.

Ein Mann, sorgfältig in einen langen Mantel gehüllt, trat hastigen Schrittes auf Eduard zu. „Ihr hier, Westburg?“ klang es unserm Helden in's Ohr, und bald stand der Unbekannte neben ihm.

„Herr von Stoutenburg, rief Eduard, den Mann erkennend.

„Ja, der bin ich,“ war die Antwort; „doch wundere ich mich nicht, daß Ihr mich nicht eher erkannt habt. Der Umgang mit uns ist gefährlich, vornehmlich für Solche, die sich um ein Amt bewerben, was auch Ihr thut, wie ich höre. Die Söhne des ermordeten Advokaten werden gemieden, und zwar mit Grund, nicht wahr? Die Kinder des Mannes, dessen Leben so unschuldig auf dem Schafot endigte, tragen die Brandmarke von ihres Vaters schimpflichem Tode auf der Stirn.“

„Nein, beim Himmel!“ rief Eduard, „Stoutenburg, ich habe Euch nicht gemieden; ich bin erst zu kurze Zeit wieder im Lande, um zu wissen, was Ihr mir eben erzähltet; aber allerdings ist es wahr, daß ich mich um ein Amt bewerbe.“

„Welches Ihr aber nie bekommen werdet! Der Bluthund theilt dieselben ganz eigenmächtig an die seiner würdigen Dienerschaft aus.“ *)

*) Daß Prinz Mauriz häufig seine Dienerschaft mit erledigten Aemtern begabte, wird von verschiedenen Geschichtschreibern gemeldet. S. Nigema, I, p. 455.

„Erbitterung gegen Mauriz läßt Euch so sprechen, Herr von Stoutenburg,“ fiel ihm Eduard in die Rede, „und wiewohl ich Euern Vater für unschuldig und seinen Tod für einen Greuel halte, so kann ich dennoch eine solche Sprache von dem Staatsoberhaupte nicht billigen.“

„Nicht billigen!“ rief Stoutenburg, ich will es glauben, aber ich kenne Euch, Eduard, ich bin mit Eurer Gesinnung bekannt; Ihr werdet das Unrecht nicht mit dem Namen der Gerechtigkeit stempeln. Gebet mir Euern Arm, unser Weg bringt es mit sich, daß wir eine Strecke zusammen gehen, und ich will Euch erzählen, welche Handlungsweise der so sehr gepriesene Mauriz gegen uns beobachtet hat, und ich zweifle nicht im mindesten daran, Ihr werdet meinen Haß gegen den Mörder meines Vaters billigen, wenn Ihr nicht etwa zu seinen Peloponnesern *) gehört.“

„Der Haß spricht aus Euch,“ versetzte Eduard, indeß sie voranschritten, „Ihr erblickt in ihm, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, bloß den Mörder Eures Vaters; ich aber ehre in ihm den Helden, den Sieger bei Nieuwpoort.“

„Ich will nicht über Maurizens Geschicklichkeit als Krieger mit Euch streiten,“ versetzte Oldenbarnevelts jüngster Sohn; „aber höret meine Erzählung und dann urtheilt über den gepriesenen Helden von Nieuwpoort.“

„Nachdem mein Vater, Johann von Oldenbarneveld, sein nützliches und thätiges Leben auf einem Mordschaffot geendigt hatte, und sein ehrwürdiges Haupt unter dem Schwerte des Henkers auf dem Binnenhofe hieselbst gefallen war, hielt Mauriz auf seine Weise das Versprechen, welches er dem hingemordeten Greise kurz vor seinem Tode gegeben hatte. Feierlich hatte er zugesichert, daß wir, mein Bruder Reinier, Herr von Groeneveld, und ich unsere Aemter und die Posten, die wir bekleideten, behalten sollten, als schon wenige Wochen nachdem unser Vater einen so blutigen Lohn für seine, dem Vaterlande geleisteten treuen Dienste erhalten hatte, die Wahrheit des Ausspruchs eines weisen Mannes: „Bane auf kein Fürstenwort!“ sich bewahrheitete.

„Wie? Mauriz brach sein Versprechen?“ fragte Eduard.

„Ihr werdet es hören,“ fuhr Stoutenburg fort. „Die Posten, welche mein Bruder bekleidete, wurden ihm abgenommen; mir selbst ging es nicht besser, man entsetzte mich der Kommandantenstelle von Bergen op Zoom. Das Einzige, was mir übrig blieb, das Vermögen meines Vaters, aus welchem ich jährlich zweitausend Gulden bezog, ist konfiszirt, und meine Schwäger, Beenhuijen und von der Wyle, sind von der Adelsliste gestrichen worden.“

Hier hinderte ihn seine innere Wuth fortzufahren, indeß Eduard fast unwillkürlich ausrief: „Sohn eines großen Mannes, Euer Loos ist beklagenswerth!“

„So hielt Mauriz sein Versprechen!“ fuhr Stoutenburg fort. „Aller Mittel beraubt, gemieden, gehaßt, steht jetzt der Sohn des Mannes vor Euch, der mit seinen Kenntnissen und seiner Treue dem Vaterlande die herrlichsten Dienste leistete und dessen Geschicklichkeit selbst von fremden Mächten anerkannt wurde. Doch, ich werde mich rächen,“ setzte er leidenschaftlich hinzu. Weiter äußerte er sich nicht gegen unsern Helden; allein schon längst hatte er eine Verschwörung gegen Mauriz entworfen und seinen Bruder Reinier von Oldenbarneveld hinein verwickelt, welcher später, obwohl am wenigsten schuldig, am schwersten hat büßen müssen.

Er hoffte, wenn Mauriz gefallen, und Friedrich Heinrich, der sanfte Friedrich Heinrich, dessen Nachfolger geworden wäre, seinen Posten wieder zu bekommen, seine Familie wieder

*) Mit diesem Namen hat Bondel in seinem Trauerspiele Palamedes die Günstlinge des Prinzen bezeichnet.

in ihre Ehre hergestellt zu sehen, und viele Mißvergnügte vereinigten sich mit ihm zu diesem heillosen und verzweifelden Plane.

Jetzt blieben Beide stehen. „Und wie urtheilt Ihr nun über Mauriz?“ fragte Stoutenburg; „habe ich Ursache, ihn zu hassen? — Doch, ich bin jetzt, wo ich hin wollte; gute Nacht, Eduard; habt Dank für Eure Theilnahme!“ So sprechend, verließ er unsern Helden.

Ganz in Gedanken versunken, starrte Eduard Stoutenburg nach und sah, daß derselbe behutsam an einem kleinen Häuschen anklopfte und hörte ihn deutlich die Worte sprechen: „Hoffnung auf Rettung,“ worauf die Thüre geöffnet wurde und Stoutenburg eintrat.

Ueber das Auffallende in dieser Sache nachdenkend, setzte Eduard seinen Weg fort, ward aber bald in seinen Gedanken gestört durch die Annäherung eines Mannes, dessen Spuren beim Gehen gewaltig rasselten. Bei dem Lichte einer Laterne bemerkte er, daß der Mann, dessen Ankunft durch ein so gewaltiges Geräusch angekündigt wurde, Niemand anders war, als Herr Adelhorst, welchen der Leser bereits kennen gelernt hat. Seinen langen Säbel hielt er im Arm und sein Hut saß muthig auf einem Ohre, allein sein Gang, der sonst kriegerisch war, wenigstens sein sollte, war jetzt wankend, und seine Stimme, die er sonst so barsch als möglich erklingen ließ, war jetzt sanfter; er trällerte ein Liedchen leise vor sich hin.

Es fiel Eduard nicht schwer zu bemerken, daß Adelhorst, wenn er auch nicht gerade ganz betrunken war, doch ziemlich tief in's Glas geguckt haben mußte. Bald wurde er auch von ihm bemerkt und wankend trat er auf Eduard zu:

„Herr Westburg, my dear friend!“ rief er, Eduard festhaltend, „noch so spät auf der Straße, und das ganz allein, quite alone, nicht mit dem lieben Fräulein, mit der lovely Miss Maria am Arm? Ei, was muß ich von Euch denken? — Nun, Ihr werdet wohl große Augen machen, aber ich bin auch verliebt, brennend verliebt; Amor hat endlich über Mars gesiegt, und ich gedenke mich bald in den Ehestand zu begeben. So kann es nicht bleiben, nein, wie ich gesagt habe, heirathen will ich und muß ich! O, wie verliebt bin ich; mir wird ordentlich schwindlich vor Liebe.“ — Hier machte er so fremdartige Bewegungen mit seinem Körper, daß Eduard sich genöthigt sah, den kleinen Mars recht fest zu halten, damit er nicht in seinem verliebten Schwindel auf die Straße hinsank; auch erbot er sich gegen Adelhorst, ihn nach Hause zu begleiten, da er merkte, daß derselbe sich in einem Zustande befand, der ihm nicht erlaubte, seinen Weg allein fortzusetzen.

„Mich nach Hause begleiten?“ stammelte der Bespitzte; „das ist gar nicht nöthig, warum wollt Ihr das? Ich habe hier keine Gefahr zu fürchten, und wäre selbst Gefahr, great danger, ich tröste Allem, Liebe macht Helden, ha, ha? Sollte ich, der ich der Schlacht bei Nieuwpoort beigewohnt habe, furchtsam sein? Nein,“ rief er, den Säbel ziehend, „let him come, laß ihn kommen, ich werde ihn an meinen Degen spießen!“ Und jetzt begann er mit seinem Säbel dermaßen um sich zu fegen, daß Eduard es mehr, als je, für rathsam hielt, ihn nicht allein gehen zu lassen.

„Ihr habt mich nicht recht verstanden,“ bemerkte Eduard; „ich wollte Euch nach Hause begleiten, bloß um ein Glas Wein auf das Glück Eurer Liebe zu leeren.“

„You would that? Kommt, das ist brav, lend my your arm, denn indeed, woher es kommt, weiß ich nicht, aber Alles dreht sich mir vor den Augen rundum; das kommt sicher von der Liebe. Kommt, kommt, laßt uns jetzt gehen, da, haltet meinen Säbel fest, should he come, wenn er kommt, so steht ihn todt.“

„Aber wen soll ich denn todt stehen? und wer wird denn kommen?“ fragte Eduard.

„Wer? Wer anders, als der verfluchte Levington, der mich aus England verjagt hat.“

„Hat man Euch denn aus England verjagt?“

„Freilich ja, wie einen Hund hinausgejagt. Ich bekam Streit mit diesem Levington, im Theater, und er forderte mich heraus. Nun I accept the battle, ich nahm die Herausforderung an, but I was much wiser, ehe noch die Zeit erschien, I had lost England und saß bereits bei meinen Freunden, by my friends, in Holland.“

„Ihr habt uns aber doch erzählt, daß Ihr einen Hochländer getödtet hättet?“

„Was, Hochländer!“ versetzte Adelhorst, „was schwagt Ihr von einem Hochländer? so wie ich es sage, ist es geschehen!“

Das Sprichwort, daß Kinder und Berauschte die Wahrheit sagen, bestätigte sich also auch hier. „Aber,“ fuhr Adelhorst fort, „should he come, dann steht ihn nieder, gebt mir die Hand darauf.“

Eduard gab ihm das Versprechen. (F. f.)

* Literatur-Bericht.

Der Hermesianismus und Johannes Perrone, sein römischer Gegner. Von Dr. P. J. E. venich, Professor der Philosophie an der Universität zu Breslau. Erste Abtheilung. Breslau und Oppeln. Verlag und Druck von Graß, Barth und Comp. 1844.

Je seltener in diesen Tagen leidenschaftlicher Polemik das apostolische *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* *) von streitenden Parteien geübt wird, um so erheuchlicher muß für den Freund der Wahrheit eine Schrift sein, in welcher, trotz der schweren Anklagen, die sie begründet, jener Wahlspruch echter Christen in hohem Grade betheilt erscheint. Es bezieht sich nämlich die Abhandlung, deren erste Abtheilung und vorliegt, auf die Schriften des bekannten Perrone, Mitgliedes der Gesellschaft Jesu und Professors der Theologie zu Rom, der, wie er als Qualifikator bei der Untersuchung des Hermesianischen Systems sehr betheilt war, so auch in seinen Werken das bekannte Verdammungs-Breve nach dessen historischer Voraussetzung zu rechtfertigen sucht und mithin Lehre, Gesinnung und Charakter des verewigten Denkers der Prüfung unterwirft. Ob nun der Wahrheit und Gerechtigkeit bei dieser Prüfung Genüge geleistet worden, ob Perrone die Aufgabe, die er als Christ, Theologe und Kritiker sich stellen mußte, rühmlich oder unrühmlich gelöst: darüber dem unbefangenen Leser ein völlig selbständiges Urtheil zu verschaffen, das eben ist der Zweck dieser Schrift, den der Verfasser mit gewohnter Klarheit, Ruhe und Milde dadurch erreicht, daß er das altentworfene Verfahren des römischen Theologen einfach mit den Anforderungen wissenschaftlicher Kritik — und zwar zunächst nur mit den geringsten Anforderungen derselben — zusammenstellt.

Der Leser hat es also hier nur mit Thatfachen zu thun, über deren Beurtheilung Diejenigen wohl ziemlich übereinstimmen möchten, welche, wie der Verfasser, von der Ueberzeugung beseelt sind, daß der Grundsatz: der Zweck heilige die Mittel: überall verwerflich und ruchlos, der gesunde Vernunft und dem Christenthume durchaus entgegen sei. Denn welches Vertrauen dürfen wir bei aller christlichen Milde und Unparteilichkeit zur Kritik und Gesinnung des Mitgliedes der Gesellschaft Jesu hegen, wo uns thatsächlich bewiesen vorliegt, daß dasselbe den Gedanken Anderer eine ganz willkürliche Deutung gibt; daß es sich beliebiger Zusätze und sinnentstellender Weglassungen bedient; daß es die Leser gegen den bekrittelten Gelehrten im Voraus einnimmt, indem es dessen Sittlichkeit zu verdächtigen, denselben als Heuchler, als hochmüthigen, neuerungsfüchtigen, von Wahrheitsliebe entblößten und verwerflichen Zwecke verfolgenden Menschen darzustellen strebt? Würde doch ein so hässliches Verfahren selbst da, wo menschliches Wohl

*) Das heißt: wahr sein in Liebe, d. R.

und Wehe minder in Betracht käme, auch bei durch- aus wohlwollenden Beurtheilern schwerlich einer strengen Rüge entgehen; und hier handelte es sich um Verdienst und Ruf eines edlen Todten, um die kirchliche und bürgerliche Stellung vieler Lebenden, um Werth und Bedeutung einer ganzen Richtung deutscher Wissenschaft, die, falls sie irrig wäre, wenigstens für uns Deutsche durch nichts Anderes, als durch eine ehrliche und wissenschaftliche Beweisführung, welche die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht und Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person übt, genügend widerlegt werden könnte.

Ebenso aber hat auch die vorliegende Schrift selbst für Diejenigen, welche von jener Katastrophe, der ein Perrone die Berücksichtigung deutscher Gelehrten verdankt, weniger berührt wurden, ein ungemein hohes Interesse. Sie läßt, ohne daß es der überall mild urtheilende Verfasser bezweckte, ein überaus helles Licht auf die Art und Weise fallen, in welcher die katholische Kirche Deutschlands in Rom vertreten, oder vielmehr nicht vertreten ist; sie verräth, welche Gewähr für Sicherheit und Bistbarkeit selbst der orthodoxen katholischen Gelehrten unter den obwaltenden Verhältnissen erwarten dürfe; sie zeigt endlich, wie sehr es an der Zeit sei, dem immer greller erklingenden Geschrei gewisser Seelen zu begegnen, die unter dem Scheine, für Erhaltung und Verherrlichung der Religion auf das Eifrigste bemüht zu sein, ihre selbst- und herrschsüchtigen Zwecke verfolgen. Dies Alles erscheint für den wissenschaftlichen Katholiken Deutschlands um so inhaltschwerer, als es keine Frage sein kann, daß seine Stellung und Aufgabe im Vaterlande niemals schwieriger, als in dieser Zeit war. Er wird es sich, will er zwischen der Scylla und Charybdis des Fanatismus und Indifferentismus sicher hindurchschiffen, zum klarsten Bewußtsein bringen müssen, inwiefern unveräußerliche Rechte der Wissenschaft, Sitte und Nationalität für ihn unantastbare Güter bleiben können oder nicht; er wird sich nicht ferner dem sauren Kampfe entziehen können, in welchem man Gott und dem Gewissen mehr als menschlicher Autorität zu gefallen hat; und so möchte denn vielleicht auch jener Scirocco, welcher den unsauberen Hauch des römischen Jesuiten an die Grab- und Ehrensäule des deutschen Denkers geweht, das Seinige dazu beitragen, uns mit der Zeit dem Halben zu entwöhnen. Dank daher dem Verfasser, in welchem wir längst den müthigen Streiter für Wahrheit und Recht verehren, daß er seine Stimme wieder einmal zu rechter Zeit erhob! Nicht für Alle wird er umsonst gesprochen haben. Und sollte auch dies neue Zeugniß, was er der Wahrheit und Gerechtigkeit gezollt, die Zahl seiner Ankläger und Feinde mehren, so stehe er dennoch stark und fröhlich im Kampfe, eingedenk der Worte des großen Chibellinen:

La colpa seguirà la parte offensa
In grido, come suol; ma la vendetta
Fia testimonio al ver, che la dispensa. *)

o. ö.

Ambrosch,
Professor der Philosophie zu Breslau.

Mannigfaltiges.

*) Unser neuer Finanzminister Dr. Flottwell hat am 16. d. M. sein Ministerium übernommen.

*) Unsere Regierung beabsichtigt, den Hafen von Stettin vergrößern zu lassen, damit die bedeutendsten Seeschiffe künftig bis nach Stettin fahren können.

*) In der „Bresl. Ztg.“ liest man: Die Hoffnung auf Portomäßigung scheint weiter denn je hinausgeschoben zu sein; in Bezug auf Zeitungen ist sogar eine recht auffallende Portierhöhung eingetreten. Als ich im Juni v. J. die „Augsb. Post-Ztg.“ bestellte, wurde mir der halbjährige Pränumerationspreis mit 4 Thlr. 17 Sgr. 6 Pf. berechnet. Bereits im Okt., also noch im Laufe der Pränumerationszeit, wurden 10 Sgr. 9 Pf. nachgefordert. Ohne weiter über die Gründe dieses Portoaufschlages nachzudenken, entrichtete ich denselben. Als aber während des gegenwärtigen Pränumerations-Semesters, und zwar im Monat März, eine zweite Nachzahlung von 17 Sgr.

*) Dante, Par. XVII. 52. In der Uebersetzung von Streckfuß lauten die Verse also:

Und dem verletzten Theil folgt, wie er pflegt,
Der Ruf der Schuld — allein die Wahrheit künden
Wird Gottes Rache, die den Argen schlägt.

6 Pf. und im laufenden Monat Mai eine dritte von 10 Sgr. 3 Pf. eingefordert wurde, kam ich dann zu der Ueberzeugung, daß unter diesen Umständen Niemand wissen könne, wie hoch ihm am Ende der Pränumerationsfrist eine Zeitung zu stehen komme, wenn während deren Dauer beliebige Portierhöhungen eingelegt werden können. v. Schmachowsky, auf Radau.

*) Nach den Beiträgen zc. zur prakt. Polizei wird Berlin statt des alten Obductionshäuschens auf dem Armen-Kirchhofe in der Auguststraße (dem sog. Thümmchen), wohin bisher die Leichen der Selbstmörder, der durch Unglücksfälle oder andere unbekannte Ereignisse, so wie durch die Schuld Anderer um das Leben gekommener geschafft wurden, um dort die gerichtliche Todtenschau über sie zu halten und nöthigenfalls die Section vorzunehmen, eine neue Morgue erhalten, die der Pariser nicht viel nachgeben soll.

*) Sämmtliche Arbeiten an der Eisenbahn von Karlsruhe aufwärts bis an die französische Grenze sind nun vollendet, und man hört, daß am 1. Juni die ganze Eisenbahn von Mannheim nach Rast dem allgemeinen Verkehr übergeben werden wird.

*) In den beiden ersten Messtagen soll in Leipzig eine Million Briefe eingegangen sein.

*) Zu der in Folge des zu Gratz im September v. J. gefassten Beschlusses vom 18. bis 26. Sept. v. J. in Bremen zu haltenden 22sten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte laden in der Bremer Zeitung vom 15. Mai die erwählten Geschäftsführer, Bürgermeister Smidt und Dr. med. Foote, alle Gelehrte und Freunde der Wissenschaft des In- und Auslandes ein. Sie ersuchen Alle, welche die Stadt Bremen bei dieser Veranstaltung mit ihrem Besuche zu bereichern gedenken, diese öffentliche Einladung als vollgültig anzuerkennen, und ihre Absicht, hierher zu kommen, sowie die Vorträge, welche sie zu halten wünschen, vor dem 1. Sept. den Geschäftsführern anzeigen zu wollen.

*) Die Schlesische Zeitung sagt dem Oberzensurgericht öffentlich ihren Dank für die schnelle Erledigung einer Zensurbeschwerde. Diese Beschwerde ging am 4. Mai von Breslau ab, traf am 6. in Berlin ein, wurde am 7. erledigt und die Entscheidung war am 10. in den Händen der Redaktion. Mit 3 Zeilen wurde zu dem Abdruck eines kurzen Artikels „Lehrerverein“ die Erlaubnis erteilt und der Artikel steht nun in der Schlesischen Ztg. vom 13ten.

*) Dr. von Schelling hat das Honorar für seine Vorlesungen von 1 Friedrichsd'or auf 3 Thaler herabgesetzt.

*) Mehrere preussischen Blättern zufolge soll ein Mitglied der berliner philosophischen Fakultät in Betreff der zweiten Erklärung in der Baumwerf'schen Angelegenheit ausgerufen haben: „Meine Herren, wir sind bei dieser akademischen Frage überrumpelt worden.“

*) Wie die D. A. Z. meldet, ist der Fürstbischof zu Breslau, Dr. Knauer, am 16. d. M. mit Tode abgegangen.

*) Die Rhein- und Moselzeitung berichtet den Tod des jüdischen Religionslehrers Jakob Tobias Schatz zu Immendorf, der in der Nähe dieses Ortes, mit vier tödtlichen Wunden, am Kopfe, sterbend gefunden wurde. Es wird bemerkt, daß derselbe durch seine Polemik gegen das zeremoniale Judentum sich den Haß der jüdischen Orthodoxen zugezogen hat.

*) Die badische Regierung hat eine geschärfte Wachsamkeit auf die Verirrungen des Pietismus gerichtet und namentlich bestimmt, daß die Betvereine sich nur bei Tage versammeln, die Ortsgemeinden aber außer der Beaufsichtigung des Vereins sich aller Theilnahme an demselben enthalten sollen.

*) Zur Geschichte des Joh. Huf. Einsender dieses weiß nicht, ob folgende Mittheilung in Geschichtsbüchern enthalten ist; er hat sie aus dem Munde des Kastellans des Konziliensaales zu Konstanz: Als Huf schon lange gefessen, drangen einige Kardinäle darauf, er solle getödtet werden, doch widersprach ihnen der Kardinal Otio de Colonna, indem er ihnen vorstellte, wie verderbliche Folgen dem katholischen Glauben daraus entstehen könnten. Er wurde nicht gehört, man nannte ihn einen Feigen und verdamnte den Huf. Kurz vor dem zur Verbrennung bestimmten Tage ließen einige Kardinäle den Scharfrichter zu sich kommen und befahlen ihm, bei seiner Seelen Seligkeit, an der Stelle, wo er den Scheiterhaufen errichten würde, ein todtes Mauthier einzuscharren, davon aber nichts zu sagen. Aus Furcht that er dies. Huf wurde bald darauf zum Scheiterhaufen geführt, und als er nun öffentlich noch seine Unschuld bezeugte und laut betete, das Volk aber rief, ein so frommer Mann könne kein Keger sein, trat einer der geistlichen Herren hervor und rief: Huf sei ein arger Keger, und zum Beweise werde Gott ein Zeichen geben. Man ließ darauf den Scheiterhaufen anzünden. Sobald aber die Flamme an den Boden kam, entstand ein unaussprechlicher Gestank, da die Hige das todte Vieh ergrieffen. Die Leute eilten aber fort und meinten, der Huf müsse ja ein wahrer Teufel sein, da er einen solchen Geruch verbreite. Folgenden Tages ließ der Schuttheiß Ulrich Reichenthal den Scharfrichter zu sich kommen, der ihm die Geschichte gestand, nachdem Jener fertig in einer gedungen. Vorbedende Erzählung findet sich in einer Chronik, und zur Beträufung der Wahrheit hat der Schuttheiß seinen Namen nebst Siegel darunter gesetzt.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämtlich für die bemerkten Preise vorrätig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilt. Empting in Bochum und in der Wilt. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(306.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist so eben erschienen und in den Gesamt-Buchhandel versandt worden:

Die Letzten Hermesianer.

Ein Beitrag

zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Hermann Joseph Stupp,

Königlich Preussischem Justizrathe und Advokat-Anwalte beim Rheinischen Appellationsgerichtshofe zu Köln.

8. 150 Seiten auf Velindruckmaschinenpapier. Geh.

15 Sgr. = 54 Kr.

Allen, die über die Hermesianische Frage, die in fast sämtlichen kirchlichen und politischen Blättern Deutschlands widerhallt, ein selbständiges Urtheil sich bilden wollen, können wir diese höchst wichtige Schrift, welche sehr ruhig und klar geschrieben ist, und auf tatsächlicher und altentworfener Darstellung beruht, bestens empfehlen. Besonders Interesse wird dieselbe in der Rheinprovinz erregen, weil die darin behandelte Frage für die Geltung des französischen Rechtes und die Lehr- und Gewissensfreiheit am Rheine von der größten Bedeutung ist. Der Preis ist sehr billig gestellt.

Bei Fr. Denge in Leipzig erschien so eben und ist in jeder Buchhandlung zu haben: (307.)

Französischer Trichter.

oder

Anweisung, die französische Sprache in 7 Stunden zu erlernen.

Als Anhang: Gespräche und Wörterbuch.

Vierte vermehrte Auflage. 196 S. geh. Preis 10 Sgr.

Ein moderner Sprachschlüssel, besonders auch für diejenigen, welchen weniger ausreichende Vor- und Schulkenntnisse zu Gebote stehen!

(308.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen:

Die Buchdruckerkunst

in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung.

Von Friedr. Wilt. Carové.

Geh. Preis 10 Sgr.

An alle Lachlustigen!

Das im Gebiete des Humoristischen klassische, wahrhaft einzige Werk (Karl Julius Weber's):

Demokritos,

oder:

Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Zwölf starke Bände.

Elegant broschirt. Stuttgart 1844, in Oktav.

ist in der Unterzeichneten wieder um den Subscriptions-Preis von 12 fl. oder 7½ Thaler zu haben.

Ein wahres Kapital von Wit und Humor, eine wahre Hauspostille unverfälschter Heiterkeit!

(309.) Friedrich'sche Buchhandlung in Siegen und Wiesbaden.

(310.) Bei Egbert Bauer in Charlottenburg ist erschienen:

Geschichte

der

Politik, Kultur und Aufklärung

des achtzehnten Jahrhunderts.

Druck: Bauer.

Erster Band:

Deutschland während der ersten vierzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts.

21 Bogen. Preis: 2½ Thlr.

(311.) In der Friedrich'schen Buchhandlung zu Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:)

Die zweite Auflage — der radikalen Heilung der Muttermaale, Sommerflecken, des Kupferhandels, der Finnen, Mitesser und Leberflecken.

Von dem praktischen Arzt und Hofrath Verg.

Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

Wer von obigen Uebeln befreit sein will, möge sich dies Buch anschaffen.

Bekanntmachungen und Anzeigen.

Bekanntmachung. (312.)

Mit Bezug auf das in Nr. 13. des hiesigen Intelligenzblattes mitgetheilte Reglement für die Industrie-Ausstellung zu Siegen pro 1844 macht die damit beauftragte Kommission hierdurch bekannt, daß die Ausstellung im unteren Schlosse hieselbst stattfinden wird und die Anmeldung der einzuführenden Gegenstände spätestens bis zum 10. Juni gewünscht werden muß, da eine spätere Annahme nicht verbürgt werden kann.

Die Kommission erlaubt sich zugleich, die Fabrikanten, Produzenten und Professionisten des hiesigen Kreises wiederholt aufzufordern, die Ausstellung mit zahlreichen Gegenständen ihrer Industrie versehen zu wollen, damit dieselbe dem Zwecke, die Aufmerksamkeit des Publikums in größerem Maße darauf zu lenken und besonders die Leistungen der Professionisten bekannt zu machen, möglichst entsprechen möge.

Endlich wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß aus den ausgestellten Gegenständen Ankäufe für die, am 24. Juni stattfindende Verloosung, geschehen werden, also für gute Stücke sogleich Absatz zu erwarten ist.

Siegen, den 22. Mai 1844.

Die Kommission für die Industrie-Ausstellung.

Die

(313.)

Pianosorte-Fabrik

von

HERMANN LOOS junior

in Siegen

empfehlen ihre durch Dauerhaftigkeit und Solidität, durch Schönheit und Fülle des Tones sich auszeichnende Instrumente und liefert **Pianosorte's** von Rthlr. 86 bis 200, **Pianino's** von Rthlr. 150 bis 180 und **Flügel** von Rthlr. 180 bis 300. Sie leistet für die Güte der Instrumente Garantie.

(314.) Eine Dienstmagd wird gesucht. Von wem? sagt die Exped. d. Bl.

Wechsel - Course.

Frankfurt, am 22. Mai.					Köln, am 22. Mai.					Elberfeld & Barmen, am 20. Mai.				
Gulden Süddeutsch. Währung.					Thaler Preussisch Courant.					Thaler Preussisch Courant.				
Frankfurt gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.	Köln gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.	Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 100 fl. Cour.	—	99	—	98½	Amsterdam 250 fl.	141½/10	141½/10	141½/10	140½/10	Amsterdam 250 fl.	141½/10	141½/10	—	140½/10
Augsburg 100 fl. (20r)	120	—	—	—	Paris 300 Francs.	80½/10	80½/10	80½/10	80	Augsburg 150 fl. (20r)	—	102½/10	—	102
Bremen 50 Rth. L'd.	98½	—	—	—	Frankfurt 150 fl.	85½/10	85½/10	85½/10	85½/10	Wien 150 fl. (20r)	—	105½/10	—	104½/10
Hamburg 100 Mark B.	88	—	87½	—	London 1 Liv. St.	—	—	6. 24¾	—	Bremen 100 Rth. L'd.	111½/10	111½/10	111½/10	111½/10
Leipzig 60 Rth.	—	104¾	—	—	Berlin 100 Rth.	—	99½/10	—	99½/10	Hamburg 300 Mark B.	150½/10	150½/10	149½/10	149½/10
London 10 Liv. St.	120	—	119½	—	Leipzig 100 Rth.	—	—	—	99½/10	3 M. G. 149	—	—	—	—
Lyon 200 Francs.	93¾	—	—	—	Augsburg 150 fl.	102½/10	102½/10	—	99½/10	Leipzig 100 Rth.	—	—	—	99½/10
Mailand 250 Lire A.	—	102	—	—	Hamburg 300 Mark B.	—	150½/10	—	149½/10	Breslau 100 Rth.	—	—	—	99½/10
Berlin 60 Rth. P.C.	—	105	—	—	Antwerpen 300 Francs.	80½/10	80½/10	—	—	London 1 Liv. St.	6. 25¾	—	6. 24¾	—
Paris 300 Francs.	93¾	—	—	—	Brüssel 300 Francs.	80½/10	80½/10	—	—	Antwerpen 300 Francs.	—	80½/10	—	—
3 M. G. 93¾	—	—	—	—	Bremen 100 Rth. L'd.	111½/10	111½/10	—	—	Brüssel 300 Francs.	—	80½/10	—	—
Wien 100 fl. (20r)	—	122½	—	—	Wien 150 fl. (20r)	—	105	—	—	Berlin 100 Rth.	—	99½/10	—	99½/10
3 M. G. 121½	—	—	—	—						Paris 300 Francs.	80½/10	80½/10	80	79½/10

Course der Geldsorten.

Frankfurt, am 22. Mai.		Köln, Elberfeld und Barmen, am 22. Mai.	
Neue Louisd'or (Carolin) . . .	11 4	Carolin	6 10
Alte Louisd'or oder Pistolen . .	9 48	Ausländische Pistolen	5 17½
Friedrichsd'or, Preussische . . .	9 55½	Friedrichsd'or	5 20
Holländische Zehnguldenstücke .	9 55½	Holländische Zehnguldenstücke .	5 20
Rand-Dukaten	5 33	Rand-Dukaten	3 5

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Buchdruckerei in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilt. Friedrich.